**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 24 (1934)

**Heft:** 21

**Artikel:** Die Luftveränderung

**Autor:** Kienascht, Pankratz

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-638937

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 10.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

Seiten an den Kanten emporstiegen, waren verschwunden, von Diebeshänden abgerissen, die vordere Fläche war eingedrückt, so daß die Rauchgänge, die sich im Innern kunstvoll verschlangen, bloßgelegt waren. Der Ofen glich einem aufgerissenen Tierleib. Der Bauer legte die Hände an die Kacheln, an denen er sich so oft gewärmt hatte, und redete ihn wie einen Freund an: „Armer Kerl, sie gehen schlimm mit uns um, sie haben uns die Brust zerrissen, es sieht drin wüst aus."

Er verließ den Trümmerhaufen und ging zum Brunnen, der emsig wie sonst sein klares Wasser in den Steintrog goß, vergnügt dazu gurgelte und etwa im Uebermut um sich spritzte. Der Bauer legte den Mund an die Röhre und trank einen starken Schluck; so gut hatte ihm das Wasser noch nie geschmeckt. „Du bist allzeit ein tugendhafter Brunnen gewesen", sagte er, „von wie mancher Zunge hast du schon den Durst genommen! Nun hast du dein Werk getan, es wird nach dem Schollenberger keiner mehr von dir trinken. So tätig sein und nichts mehr tun dürfen!"

Langsam ging er weiter; er hatte sich vorgenommen, von jedem Acker und jeder Wiese Abschied zu nehmen, jedem wollte er noch ein freundliches Wort geben, danken für den guten Ertrag und langjähriges Wohlverhalten, wie treue Knechte und Mägde wollte er sie entlassen. Es war Anfang Mai, die Wiesen blühten und glitzerten frühlingsfroh, im Baumgarten stand das Gras schon fußhoch, da und dort hatte es sich unter seiner eignen Schwere und Saftigkeit gelegt.

In acht Tagen könnte man den ersten Schnitt mähen, dachte Hans Schollenberger, und nun muß das gute junge Gras im Wasser ertrinken, ohne daß ich ihm helfen kann. Jedes Blatt, jede Blüte, jede Wurzel muß sterben, sterben wie ein Mensch. So fiel es dem Bauern ein, und er überschaute die weiten Flächen und überlegte, wieviel Arbeit der Tod da habe.

Was für merkwürdige Gedanken einem kommen können, dachte er.

Er kam an den Bach, wo ein von Bienen umschwärmter Schwarzdornbusch wie mit Schnee behangen über das Ufer ragte. Früher hatte er ihn kaum je beachtet, jetzt heftete sich sein Blick darauf, und er murmelte vor sich hin: „Auch der soll ersaufen." Er zog sein grobes Sackmesser aus der Tasche und schnitt ihn über den Wurzeln ab; so habe er einen leichteren Tod, meinte er. Hätte er eine Sense zur Hand gehabt, er würde dem Gras den gleichen Liebesdienst erwiesen haben.

Im Bach sah er ein paar Forellen pfeilschnell durch das Wasser schießen und sich unter der Böschung verbergen. „Versteckt euch nicht", rief er ihnen zu, „ihr seid jetzt die Meister hier! Wenn ich das Wasser ertrüge wie ihr, es sollte mich keiner vom Tobelhof vertreiben."

Die Nacht sank herab, als er allen seinen Feldern Lebewohl gesagt hatte. Gesenkten Hauptes machte er sich endlich davon, er hatte noch keinen schwereren Tag erlebt. Unten an der Mauer stieß er auf den Ingenieur, dessen Anblick ihm wieder die Galle auf die Zunge trieb, und er fragte ihn bissig, ob er die Fische auch ersäufen wolle. „Nein, nur Eure Grillen, Bauer", gab der andere schlagfertig zurück und behielt wie immer das letzte Wort.

Vor Tagesgrauen trieb es den Tobelhans wieder hinaus und hinauf, wie es einen Sohn an das Sterbebett seines Vaters treibt. Er mußte seinen Hof sterben sehen.

Alles war noch in Ruhe, nur die Vögel sangen rings in Busch und Wald und erfüllten das ganze Tal mit ihrer ahnungslosen Lust. Eine Lerche stieg aus einem wüsten Acker hoch in die Luft, bis sie ins Sonnenlicht emportauchte, das oben schon durch den Aether flutete, aber noch nicht in die Schlucht eindrang.

Sie hat ihr Nest im Acker, dachte der Bauer und ging behutsam suchend auf dem Felde her und hin. Auf einmal schwirrte es vor seinen Füßen auf, es mußte das Weibchen sein, das auf der Brut gesessen hatte. Wirklich, unter einem Grasbusch lagen fünf nackte Vögelchen, die ihre Schalen kaum einen Tag verlassen hatten. Was sollte er damit anfangen? Das ist ein kurzes Leben, überlegte er, und etwas empörte sich in ihm. (Schluß folgt.)

# Die Luftveränderung.

**Von Pankratz Kienaschet.**

Der Zug hält in der rhätischen Hauptstadt. Meine Mutter und ich steigen aus, lassen uns in einen Einspänner hineinschwatzen und fahren auf langer, schnurgerader Straße nach einem Dorf, das seines mit verhunzten deutschen Wörtern durchsetzten und verbogenen Romanisch wegen berüchtigt ist.

„Fahrt doch dem dort vor! Wir ersticken ja im Staub!"

Roßtreiber und Klappergaul tun ihr möglichstes. Es reicht aber zum Vorfahren nicht aus.

Weiß, mit ein paar dunklen Tupfen, wie Schneeulen, kommen wir zum Dorf. In der Mitte der Dorfstraße versieht eine über die ganze Straßenlänge sich erstreckende Langmulde den Dienst des Straßengrabens. Die Legende erzählt, als der Bischof einmal ins Dorf gekommen sei, habe man diesen sogenannten Straßengraben geputzt und dabei im Dreck einen Zweispänner gefunden. Heute verhüllt eine spannendicke Staubschicht die mannigfachen Untergründe.

„Fahrt zum Seglias!"

Der Kutscher fragt sich durch. Wir landen bei sieben Segliassen; aber jeder erweist sich nach langem Lamentieren als der falsche. Wenn unser Karren wieder anfahren will, gelingt's mit Zungenschnalzen, Peitschenknall und -zwick, den Gaul zu wecken. Heftige Zurufe in unverständlicher Sprache, verbunden mit klatschenden Hieben über die Kruppe, bringen das wurstreife, arme Tier zum lahmen Ziehen. Was schließlich nicht ausbleiben konnte, geschah, als wir halbverdurstet waren: wir fanden den Rechten.

„Es braucht etwas, Euch zu finden, Vater Seglias! Wir hätten's bald aufgegeben."

„Sie hätten nur sollen fragen nach dem Seglias, welcher ist gewesen in Kopenhagen!"

Der Seglias verdiente früher als Zuckerbäcker ein Stück Geld im Norden. Mit dem bauert er nun in der Heimat.

„Wie wir Euch geschrieben haben, hat der Arzt dem Kleinen nach der Diphterie eine halbjährige Luftveränderung im Bündnerland verordnet. Ich hoffe, daß er sich hier kräftigt!"

„Schon, schon!"

„Tu' dann ja nicht zu wild, Bub! Trink ja kein kaltes Wasser in die Hitze hinein!"

„Kannst ruhig sein, Mutter!"

„Ja, das sagst du so!"

„Ich sag's nochmal; dann gilt's!"

Die Mutter drötschgelt wieder in die Stadt zur Bahn.

Der Seglias hat drei Kühe, fünf Ziegen, ein Schwein mit zwölf Jungen, drei erwachsene Söhne, zwei Mädchen von neun und elf Jahren; das ältere ist mir bloß ein paar Monate über, sonst aber ein wilderer Bengel als ich. Es springt starken Buben mit dem Kopf in den Bauch, daß sie in den Dreck purzeln. Wenn die Leute mir etwas begreiflich machen wollen, behaupten sie, deutsch zu sprechen, aber ich meine, es sei romanisch.

*

„Fürio! Es brennt!"

„Was hast denn, Bub?"

„Der Nachtwächter bläst! Es brennt!"

Ich raßle vom Strohsack auf zum Fenster.

„Herrjeh! Wie viele Geißen!"

Der Geißbub sammelt mit mächtigem Hornen die Herde, um sie ins Staudenland zu führen. Aus allen Torbogen und Stalltüren glöckeln ihm die Zottelbärte zu.

„Kriech wieder unter die Decke, Bub! Es ist erst vier Uhr!"

Das Morgenessen schmeckt. Man nimmt mit dem runden Blechlöffel aus der Platte (Türkenribel) ein feines Maisgericht, taucht den Löffel in den Milchkaffee, steckt ihn in den Mund, schiebt ein Stück steinhartes Schwarzbrot nach und kaut gemütlich, bis Schluck und Druck gelingen. Das hält vor bis in den Nachmittag hinein. Zur Vesper gibt's Schwarzbrot mit Speck und am Abend Suppe mit Polenta. Wenn die Polenta gekocht ist, deckt man einen großen Holzteller auf die Pfanne und kippt diese um, so daß der ganze Polentastock in der Form der Pfanne auf dem Holz steht. Jeder sticht ein handliches Stück mit dem Löffel ab, ballt es in den Händen wie einen Schneeball und beißt dann davon ab.

„Wenn du das Wasser lösen mußt, gehst du zum Dat hinüber!"

„Warum zum Dat?"

„Du machst dort in die Flasche. Er braucht's zum Einreiben der Beine. Es sei das Beste für die Gicht. Die andern Knaben aus der Nachbarschaft gehn auch. Die Marie-Ursula hat's ihm geraten. Die weiß alles!"

„Dat" heißt Großvater. Er ist ein alter, böser Kerl im Nachbarhaus. Reibt seit Monaten seine Beine mit Knabentau ein; behauptet, das tue gut. Wenn er nicht im Haus umher humpelt und krakeelt, läßt er die ewig erloschene Pfeife im Mund zum Fenster hinaushangen.

*

Die luftgetrockneten Maiskolben sind abgekörnt. Die Dorothee läuft mit einer Schürze voll leerer Kolben weg.

„Was willst du mit denen?"

„Brauch sie für den Dat. Nimm ein paar in den Sack. Ich zeig dir's dann!"

Wir blinzeln aus dem Torbogen zum Dat. Der brütet zwei Häuser weiter in der gleichen Reihe im Fenster. Die Dorothee schmeißt zweimal Zapfen, bringt den Dat aber bloß zum Schimpfen, ohne getroffen zu haben.

„Laß mich, du Huhn! Das kann ich besser!"

Der erste und der zweite Wurf mißlingen. Jetzt hätt ich's im Griff; aber der Kopf des Dat verschwindet.

„Paß auf! Jetzt nimmt er einen Stein. Er hat immer ein paar auf dem Fenstersims!"

Der Dat ist wieder im Fenster; äugelt herum; hat uns nicht entdeckt.

Bums! Gefluche. Die Dorothee gibt mir vor Vergnügen einen Box in den Bauch. Mit dem dritten Wurf hab' ich dem alten Sünder die Pfeife aus dem Schimpftrichter geschlagen.

*

Ich bin seit Monaten hier. Schule und Straße haben mir Romanisch beigebracht. Ich kauderwelsche wie die Eingebornen. — Die Heimkehr steht in bedrohlicher Nähe. Ich muß die letzten Tage noch ausnützen.

Der Vorwinter ruft die Bauern zur Holzarbeit in den Wald. Am Abend hockt man auf dem großen Steinofen und erzählt Geschichten. In der Decke ist ein Loch. Durch dieses schlüpft man in die Schlafkammer hinauf.

Ich bin heute im Wald mit den Holzern. Im Wald sieht man immer etwas Interessantes. Zu Marenda (Vesper) drücken wir Schwarzbrot und Speck hinunter. Zwei Eichhörnchen turnen stammauf, stammab und lassen uns dabei nicht aus den Augen.

„Da, Bub! Nimm einen Staatsschluck aus der Flasche! Der Schnaps gibt dem Speck den rechten Putsch ins Blut!

Ich lasse die Flasche zweimal munter gluckſen.

„Das brennt im Hals wie's lötige Feuer!"

„Schieb nur Speck nach! Der zieht den Brand an sich."

Das Gluckſen der Flasche erstirbt in weinerliches Röcheln. Habe den letzten Schluck erwischt. —

Am Abend geh' ich mit den andern in die Kirche. Nach dem Abendgottesdienst tritt der Sigrist in die Chormitte, schwingt mit der Hand eine Glocke und ruft die amtlichen Bekanntmachungen aus. Das ist die Dorfzeitung. Heut schellt er besonders lang, macht ein wichtiges Gesicht, sperbert in der ganzen Kirche herum und hebt an zu deklamieren:

„La vischnaunca da Domat ha fat il beschließen, ca tuot ils Schnapssufers vegnan nel Zuchthuus!" *)

„O verdammt! Diesmal hat's dich, Pankratz!"

Ich sag's im ersten Schreck halblaut. Mich brennt's im Hals und friert's am Rücken.

„Der verdammte Schnaps! Das ist der Fluch des Dat. Er hat gebrüllt, ich komme noch ins Zuchthaus!"

„Was fährst so herum, Bub! Ist morgen Zeit zum Packen, wenn die Mutter kommt!"

„Weiß nicht! Packe jetzt schon! Man soll nichts auf morgen versparen! Habt's ja oft genug gesagt!"

„Was nur der Bub hat! Er ist ja ganz närrisch! Er hat am Morgen gegreint, er wolle noch nicht heim! Jetzt packt er seinen Plunder ein, wie wenn der Landjäger hinter ihm stünde!"

„Wenn er uns nur am letzten Tag nicht noch krank wird!"

„Der und krank! Weiß der Kuckuck, was ihn plagt?"

Die Mutter ist angekommen.

„Wir wollen heut noch wegfahren! Ich will heim!"

„Nein! Ich will einen Tag ausruhen! Komm mit, Pankratz! Zeig mir das Dorf! Wollen dem Herrn Pfarrer Lebwohl sagen!"

„Kann nicht! Muß noch allerhand zusammensuchen!"

„Das kannst du nachher! Komm!"

„Nein! Ich komme nicht! Der Pfarrer lebt auch ohne mich wohl!"

Der Seglias ist verwundert.

„Wenn ich nur wüßte, was mit dir los ist! Hast ja gestern abend schon gepackt! Brauchst den Herrn Pfarrer nicht zu fürchten! Der hat's schon lang vergessen, daß du ihm Eier aus dem Hühnerstall gemaust hast!"

„Kann nicht kommen! Hab noch nicht alles gefunden!"

Die andern gehen das Dorf anschauen. Ich liege beim Dachfenster auf der Lauer.

„Wenn der Landjäger kommt, krieche ich ins Heu. Der erwischt mich nicht!"

Ich sag es zu mir selbst.

---

*) Die Gemeinde Ems hat beschlossen, jeden Schnapstrinker ins Zuchthaus zu stecken!

„Merkwürdig, Frau Kienascht! Der Bub war die ganze Zeit so lustig und meisterlosig! Und jetzt, da Ihr da seid, muckt er nur so in den Winkeln herum!"

„Es wird sein, weil er fort muß. Er will's nur nicht merken lassen! Aus dem werd' ich auch nie klug!"

*

Wir sitzen im Bahnwagen. Rasch drück ich mich in die Ecke; der Landjäger hat vom Bahnsteig herüber gewundert.

„Fährt der Zug nicht bald ab?"

„Wohl, wohl! Kannst's denn nicht erwarten?"

Ein Pfiff. Der Zug setzt sich in Bewegung.

„Der fährt aber langsam! Warum geht er denn nicht schneller?"

„Jetzt halt dich einmal ruhig! Wenn's dir nicht schnell genug geht, kannst du ja laufen!"

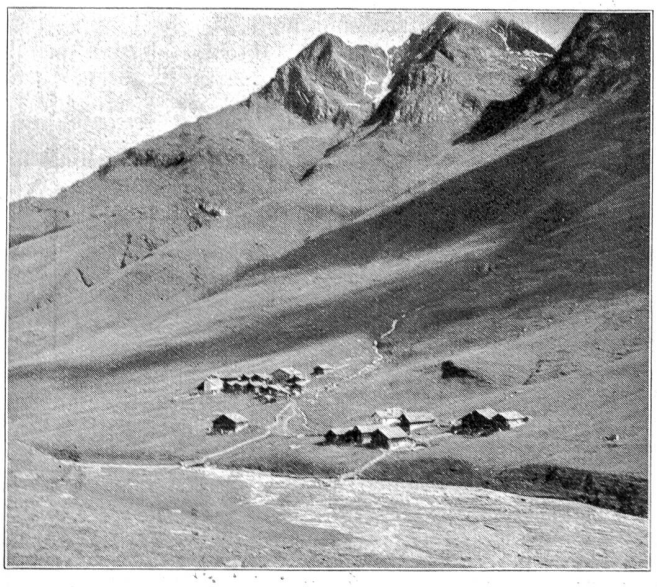
Wir haben ein paar Stationen hinter uns. Ich halte meinen Mund nahe an Mutters Ohr, ganz nahe, so daß mich niemand hören kann, und wispere:

„Jetzt nimmt der Landjäger die andern Schnapser und schließt sie im Zuchthaus ein. Gut, daß ich mich noch drücken konnte. Hier findet er mich nicht!"

# In Hochtälern Graubündens.

**Von Dr. Fritz C. Moser.**

Die Einwanderung der deutschsprechenden Walser im 13. und 14. Jahrhundert in Graubünden hat manches schwer zugängliche Hochtal dieses weiträumigen Gebietes der Alpwirtschaft erschlossen. Das ganze Jahr durch bewohnte, kleine Siedlungen wurden in den höchstgelegenen Talstufen erbaut, und im Schutze des Waldes pflanzten die Walser Brotgetreide, Flachs und Hanf und einige der Ungunst der Witterung trotzende Küchenpflanzen, wie Spinat und weiße Rüben, an. Da sie aber für ihre Alpwirtschaft viel Holz benötigten, wohl auch vom alemannischen Trieb beseelt, Wald reuteten, um Wiesboden zu gewinnen, wurde mit dem allmählichen Verschwinden des Waldes das Klima rauher, es gediehen Pflanzen nicht mehr, die früher dem Volke notwendig gewesen waren, die Getreidemühlen gingen ein, Flachs und Hanf gediehen nicht mehr, und folgerichtig mußte die Auswanderung aus den höchsten Talstufen einsetzen. So ist manche Walsersiedlung zum Maiensäß, der nur einen Teil des Jahres bewohnt wird, herabgesunken, und andere



Juf im Avers, 2133 Meter über Meer.

sind heute nur mehr Alpen, wie Stürvis ob Maienfeld, wo im Mittelalter und später Walser saßen.

Noch aber erhält sich als höchstgelegene, das ganze Jahr durch bewohnte Siedlung der Alpen und Europas, auf 2133 Meter Höhe das Dörfchen Juf im Avers, ein uraltes Walserdorf. Wohl deutet der Name Juf, wie andere Namen des Avers (Cresta, Campsut, Crot) darauf hin, daß die erste Besiedlung dieses sehr hoch gelegenen Tales durch Romanen erfolgte, die aber im 14. Jahrhundert und nachher im deutschen Stamme aufgingen. Heute spricht man im ganzen Avers deutsch, während der durch eine wilde Schlucht vom Avers getrennte vordere Talteil, das Val Ferrera, romanisch besiedelt ist. Bis Cresta auf 1949 Meter Höhe führt durch das wildschöne, große Abwechslung bietende Aversertal, in Andeer im Schams beginnend, seit 1895 ein schmales, sehr kühnes Sträßchen, das den Kanton Graubünden damals über 400,000 Franken kostete, und seit 1925 fährt auch der kleine Car Alpin der eidgenössischen Post dort hinauf. Von Cresta, dem Hauptort des Avers, hat man durch das wiesenreiche Hochtal, wo jede Spur eines stehenden Waldes verschwunden ist, noch 1½ Stunden zu gehen, um das von 20 Menschen bewohnte Juf zu erreichen. Unter den Lawinenzügen liegend — man hat wohl deswegen und auch des Holzmangels wegen, hier oben den privaten Wiesenbesitz nicht durch Zäune eingerahmt wie anderorts — sind Häuser und Ställe von Juf äußerst praktisch dem Gelände angepaßt. Jedes Wohnhaus wird vor der Gewalt der Lawinen durch einen überwachsenen Steinwall im Rücken geschützt. Alle Häuser sind der Sonne zugekehrt. Bis einen Meter lange Schieferplatten der Bedachung trotzen manchem Wintersturm, wurden aber auch schon Dutzende von Metern fortgetragen. Wasser wird, weil der Schieferboden des Avers undurchlässig ist, reichlich zugeführt, auch quillt eine starke, im hohen Winter noch 4 Grad Celsius warme Mineralquelle aus dem Abhang oberhalb des Dorfes: aber im Spätwinter kann es vorkommen, daß die Quellen versiegen, worauf dann Mensch und Vieh in das ca. eine halbe Stunde weiter vorn gelegene stattliche „Podestatenhaus" aus dem 17. Jahrhundert, oder in die dortigen Häuser „Am Bach" übersiedeln. Meistenteils aber bleibt Juf bewohnt, und der getrocknete, in Ziegel geschnittene Schafmist dient als Heizmaterial, während mit dem aus der tiefern Talstufe heraufgeführten Holz sehr sparsam umgegangen wird. Deshalb sind die neuen Häuser aus Stein gebaut.

Rauher ist es mit dem Verschwinden des Waldes hier oben bestimmt geworden. Gerste, Hanf und Flachs gedeihen nicht mehr wie früher, Versuche mit Kartoffeln schlugen gänzlich fehl, und auch die wenigen Küchenpflanzen leiden sehr, wenn Ende Juli noch der Reif auf ihren Blättern haften bleibt. Die fünf Familien von Juf reichen denn auch nicht mehr aus, die Alpwirtschaft im früher geübten Umfang zu betreiben. Früher ertragfähige Alpen, wie die Flühalp auf 2679 Meter Höhe, werden heute nicht mehr bestoßen, und zum Bergheuet Ende Juli und Anfang August treffen Trüpplein der äußerst anspruchslosen Italiener von jenseits der Berge ein.

Freudig aber wird der Botaniker hier oben weilen, denn das obere Avers mit dem Stallerberg hat nicht nur eine reiche, sondern auch seltene Flora mit einer größern Anzahl sonst ganz selten zu findender Pflanzen.

Steigen wir aber talaufwärts über den im 16. und 17. Jahrhundert durch den Lastverkehr ziemlich reichlich benützten Paß, die Forcellina, zum Septimerpaß hinüber. Seit dem frühen Mittelalter bis zur Erstellung der modernen Alpenstraßen war dieser Paß die Völkerstraße der Alpen. Sie wurde im Jahre 1388 durch Johann von Castelmur aus dem Bergell von Casaccia bis Bivio im Oberhalbstein als die erste fahrbare Straße der Alpen erbaut. Nur hier konnte man mit kleinen Wagen